

Vom Sterben, Trauern, Trösten

Wenn ein Kind stirbt



Von **Claudia Füzler**
Di, 27. April 2021 um 20:00 Uhr
Südwest | 1 

BZ-Plus | Wenn ein Kind vor den Eltern stirbt, begleitet sie dieser schwere Verlust ein Leben lang. Eine Mutter erzählt – auch davon, was ihr in ihrer schweren Trauerzeit geholfen hat.



Das Foto zeigt Gräber von Kindern auf dem Hauptfriedhof in Freiburg. Foto: Joss Andres

Fabio war ein fröhliches Kind. Eltern, Geschwister, Großeltern, Krankenschwestern, Lehrer und Betreuer – "mit seinem Charme hat er alle um den Finger gewickelt", sagt seine Mutter Giuseppina Meister* und lacht. Ihr Blick ist dabei warm von Erinnerung und geht nach links an die Wand des Wohnzimmers, in dem sie gerade am Esstisch sitzt. Hier hängen rot gerahmt über dem Sofa Bilder ihrer drei Kinder – Fabio, der Erstgeborene, strahlt in der Mitte.

Es war drei Tage vor Fabios drittem Geburtstag, als die Eltern die Hiobsbotschaft erhielten: Ihr Sohn litt an einer

Muskeldystrophie des Typs Duchenne, die häufigste muskuläre Erbkrankheit im Kindesalter. Sie habe sich gefühlt, als säße sie im Kino und schaue sich einen Film an, erinnert sich Meister. Die Geschichte, die dort erzählt wurde, war die von anderen Leuten, das geschah gerade nicht ihr und ihrer glücklichen kleinen Familie. "Fabio hatte vor gut einem Jahr einen Bruder bekommen, Marco, es war alles in Ordnung bei uns, das typische Chaos mit zwei Kleinkindern", sagt Meister, "und dann kommt plötzlich ein Arzt und redet von Rollstuhl, Beatmung und begrenzter Lebenserwartung – das konnte einfach nicht wahr sein."

Fabio hatte eine seltene Form der Erkrankung, er war geistig beeinträchtigt. Er verstand viel und sprach in seiner eigenen Sprache, die Familie wusste immer, was er wollte. Als Fabio sieben Jahre alt war, wurde seine Schwester Francesca geboren. Und er, mit dem die Eltern oft nicht zu anderen Familien wollten, weil es passieren konnte, dass er unkontrolliert Dinge umschmiss, zeigte sich als sensibler großer Bruder. Ganz behutsam strich er der kleinen Schwester immer wieder mit einem Finger über die Stirn. Die beiden entwickelten eine innige Beziehung. Später, als Fabio immer mehr Hilfe brauchte, kämmte Francesca ihn, cremte ihn ein. Sie wollte Krankenschwester werden.

Als Fabio am 28. Februar 2016 trotz seiner Erkrankung für alle völlig überraschend im Alter von 17 Jahren stirbt, ist Francesca in der vierten Klasse und schafft, was die Mutter im ersten Moment vor Schmerz nicht kann: Den Raum mit dem toten Bruder betreten, ihn noch einmal in den Arm nehmen. Fabios Bruder Marco ist es, der daran denkt, das Fenster im Zimmer zu öffnen, damit Fabios Seele hinausfliegen kann.

Wenn ein Kind stirbt, steht die Welt still. Weil es nicht sein kann, nicht sein darf, dass hier plötzlich die elementarsten Regeln außer Kraft gesetzt werden. Die da lauten: Gestorben wird in der Reihenfolge der Generationen, die Alten zuerst, Eltern immer vor ihren Kindern. "Der Tod eines Kindes kehrt diese Reihenfolge um", sagt Carl Eduard Scheidt, Professor an der Klinik für Psychosomatische Medizin und Psychotherapie der Uniklinik Freiburg. Er sagt, dass es leichter sei, einen Menschen zu betrauern, der ein erfülltes Leben hatte, als ein Kind, dessen Leben noch am Anfang steht.

"Wir trauern seit 20 Jahren, von dem Tag an, an dem wir von Fabios Krankheit erfahren haben", sagt Giuseppina Meister, "seit 20 Jahren funktionieren wir und sind stark." Sie und ihr Mann ziehen Fabio am Kaiserstuhl auf, dabei immer ein Gedanke im Hinterkopf: Er wird sterben. Doch zunächst lernt Fabio laufen, er beherrscht sein Laufrad und tobt herum. Immer wieder gibt es Tage, an denen die Familie die Diagnose für einen Moment vergessen kann, weil sich alles so normal anfühlt. Mit neun Jahren wird das Laufen für Fabio schwieriger, mit elf sitzt er im Rollstuhl. Er kann noch viel selbst, beim Essen und Trinken braucht er keine Hilfe. Doch nach und nach übernimmt die Krankheit das Ruder, so dass er bald nicht mehr den Einschaltknopf an seinem tragbaren Radio drücken kann. Sein Bruder Marco half, nicht nur hier, gerne und jederzeit. Fabio liebte Musik, er hörte alles, am allerliebsten aber Eros Ramazotti. "Ego", wie Fabio ihn nannte.

"Wir wollten ihm so sehr eine gute Zeit bereiten und waren gleichzeitig bemüht, dass die anderen beiden nicht so viel zurückstecken müssen", erzählt Giuseppina Meister. Hinzu kamen die Kämpfe mit Ämtern, Krankenkassen und Pflegeeinrichtungen. Als Belastung jedoch, das ist ihr wichtig zu betonen, habe sie Fabio nie empfunden. "Nach seinem Tod habe ich mitbekommen, dass Leute meinten, es sei doch jetzt auch eine Erleichterung für uns, dass wir uns nicht mehr um ein krankes Kind kümmern müssten. Das regt mich heute noch auf."

"All die Beileidskarten und Nachrichten nach Fabios Tod, zu merken, wie viele Menschen ihn gemocht und geliebt hatten, das hat mir in meinem grenzenlosen Schmerz gut

Die moderne Trauertheorie sieht Trauer als eine Art Pendelbewegung. Auf der einen Seite müssen die Trauernden sich dem Schmerz des Verlustes stellen, sich auf ihn einlassen. Schlägt das Pendel zur anderen Seite aus, befinden sich die Trauernden in der Phase, in der sie sich stärker dem Leben zuwenden. "Es ist wichtig, dass man beide Seiten durchleben kann", sagt Carl Eduard Scheidt. Abgeschlossen werde der Trauerprozess um ein Kind nie, ein solcher Verlust begleitet die Eltern ein Leben lang. "Dennoch ist es so, dass der akute Schmerz nachlässt und die Betroffenen

getan."

Giuseppina Meister

nach einem neuen Gleichgewicht im Leben suchen, eines, in das der Schmerz eingegangen ist."

Fünf Jahre ist es jetzt her, dass Fabio seinen letzten Atemzug getan hat. An einem frühen Sonntagmorgen, nach einem gemütlichen Abend mit der Familie, Fischstäbchen und den heiß geliebten Großeltern. In dem Raum, in dem er aufgebahrt worden ist, lag der Flyer des örtlichen Hospizdienstes. Brauche ich nicht, dachte Giuseppina Meister, was sollen die mir noch helfen, mein Sohn ist tot.

"Ich dachte, ich kenne da doch keinen, und dann habe ich gemerkt: Doch, ich kenne sie alle. Wir haben alle den gleichen Verlust erlebt und wissen, was der andere jeweils durchmacht."

Nach ein paar Wochen ruft sie doch an, es geht ihr schlecht. Sie trifft eine Mitarbeiterin für lange Spaziergänge und Gespräche. "Das hat mir so gutgetan, ich wünschte, ich hätte das eher gemacht", sagt Meister. Sie brachte Francesca, Fabios heiß geliebte kleine Schwester, zur Trauergruppe "Kolibri" in Endingen. Nach einigem Zögern setzte sie selbst sich an den Tisch mit den anderen trauernden Eltern. "Ich dachte, ich kenne da doch keinen, und dann habe ich gemerkt: Doch, ich kenne sie alle. Wir haben alle den gleichen Verlust erlebt und wissen, was der andere jeweils durchmacht." Drei Jahre lang besuchen Francesca und ihre Mutter die Trauergruppe, noch heute pflegen sie Kontakte. "Ohne diese Gruppe wäre ich

heute nicht so weit, wie ich bin", sagt Giuseppina Meister. Ein offenes Ohr von Freunden oder Menschen, die eine ähnliche Erfahrung gemacht haben, und Zeit, sagt Carl Eduard Scheidt, sind zwei wichtige Helfer bei der Trauerarbeit. Zeit, die man auch sich selber gibt. "Schon nach einigen Wochen so zu tun, als sei das Schlimmste vorüber, kann gefährlich sein, denn verdrängte Trauer wirkt im Unterbewusstsein lange nach."

Meister geht seit einer Weile wieder arbeiten. Zu ihrem Beruf gehören viele Kinder, manchmal hält sie das einfach nicht aus. Manchmal kommt die Trauer und überwältigt sie, dann ist der Schmerz so frisch wie am ersten Tag. Manchmal, viel öfter, lachen sie auch zu viert. Sie erinnern sich daran, welch seltsame Namen Fabio in seiner eigenen Sprache den Dingen gegeben hat. Es vergeht kein Tag, an dem sie nicht Fabios Namen sagen. "Er war ein Schelm", sagt Giuseppina Meister lächelnd, "und wir sind sehr dankbar, dass wir ihn eine Weile bei uns hatten."

*Name von der Redaktion geändert

Trauergruppen für verwaiste Eltern und Geschwister gibt es in vielen größeren Städten, oft sind sie von kirchlichen oder sozialen Einrichtungen initiiert. Unterstützung für das Weiterleben in Trauer bietet auch der Bundesverband Kinderhospiz e.V., alle Angebote finden sich auf der Internetseite <https://www.frag-oskar.de/>

Sternenkinder

werden Kinder genannt, die vor, während oder kurz nach der Geburt versterben. Aus Studien weiß man, dass Frauen, die ein Kind während der Schwangerschaft verlieren, auf eine sehr besondere Weise unter dem Tod ihres Kindes leiden. "Es wird deshalb versucht, den Eltern die Möglichkeit zu geben, das Kind zu sehen, es zu halten, damit es eine erlebte Gegenwart gegeben hat", sagt Carl Eduard Scheidt von der Klinik für Psychosomatische Medizin und Psychotherapie der Uniklinik Freiburg, "sonst entsteht die Situation, dass jemand weg ist, der schwer benannt und erinnert werden kann."

Besonders belastend ist der Trauerprozess für solche Mütter dann, wenn sie im Mutterleib bereits die Bewegungen des Kindes gespürt haben. Vor allem bei einem Kindstod nach der 20. Schwangerschaftswoche können die Frauen beispielsweise depressive Störungen, Angstsymptome oder posttraumatische Belastungsstörungen entwickeln, wenn der Verlust nur unzureichend verarbeitet wird.

Wird eine Frau nach dem Tod eines ungeborenen Kindes wieder schwanger, ist die Angst zunächst groß, auch dieses Kind zu verlieren. Doch wenn das Kind dann auf der Welt ist, ist es in der Regel ein großer Trost. "Das bedingt jedoch, dass der Verlust des Kindes soweit gut verarbeitet ist", sagt Carl Eduard Scheidt, "sonst wird das nächste Kind in seiner Entwicklung behindert, weil die Eltern die Erwartungen, die sie an das verstorbene Kind hatten, auf das nachfolgende Kind übertragen."

Sternenkinder Freiburg: Die Initiative unterstützt Eltern, die ihr Kind vor, während oder kurz nach der Geburt verloren haben. Informationen unter: <http://www.sternenkinder-freiburg.de>

Alle Serienfolgen und auch ein Interview mit einer Trauerforscherin zum Thema Trauer auf mehr.bz/trost

Ressort: [Südwest](#)

Dossier: [Trost](#)

Zum Artikel aus der gedruckten BZ vom Mi, 28. April 2021:

» Zeitungsartikel im Zeitungslayout: [PDF-Version herunterladen](#)

» Webversion dieses Zeitungsartikels: [Was nicht sein darf](#)

Kommentare (1)

Bitte legen Sie zunächst ein Kommentarprofil an, um Artikel auf BZ-Online kommentieren zu können.

[Jetzt Profil anlegen](#)

Peter Rapp

🗨 7998 seit 25. Sep 2009

Dazu eine ganz und gar afrikanische Geschichte. Unser erster Sohn war (wie alle meine Kinder in unterschiedlichem Maß) frühgeboren, vor vierzig Jahren in der Uniklinik einer westafrikanischen Hauptstadt. Dani ist nach zehn Tagen verstorben, ich denke, an einer Infektion. Wir haben ihn auf dem Friedhöfle vor der Apsis einer kleinen Benediktinermission in der Nähe beerdigt, die "Grabplatte" hab ich selber in Kupfer gepunzt. In der Nähe der Mission war unsere Trinkwasserquelle, da sind wir einmal die Woche hingefahren und haben Kanister gefüllt. Aus einer Felswand kamen an verschiedenen Stellen das ganze Jahr über armdicke Wasserstrahlen, es gab da auch eine Frauen- und eine Männerduschquelle. Einige Monate später war meine Frau mit unserer Großen zum Duschen da. Kommt eine Afrikanerin und sagt, sagmal, Du bist schon so alt und hast bloß ein Kind, was ist da los ? Hat meine Frau erzählt was los war. Sagt die Afrikanerin: mach Dir nix draus, nächstesmal werden's zwei. Drei Jahre später zuhause war meine Frau wieder schwanger. Wir haben zwölf Wochen gewartet bis zum ersten Ultraschall, und dann beschlossen: heut gucken wir, wie viele es sind. Es war ein Pärchen.

PR

27. Apr 2021 - 22:34 Uhr

Melden